

DIE SLOWAKEI – NEUE IMPULSE DER FORSCHUNG.
 GESCHICHTSSCHREIBUNG IN UND ÜBER
 DIE SLOWAKEI (19./20. JAHRHUNDERT)

Mitte Oktober (17.-18.10.2002) veranstaltete das Collegium Carolinum in Zusammenarbeit mit dem Südost-Institut und dem Ungarischen Institut (alle München) eine von der Fritz Thyssen Stiftung geförderte Arbeitstagung. Diese steckte sich das Ziel, den Stand der Historiografie zur Slowakei zu resümieren, Desiderata zu benennen und Konsequenzen für die Vertiefung der internationalen Kooperation zu formulieren. Erfreulich war daher, dass keine Friktionen nationaler oder ideologisch-politischer Art die Diskussionen bestimmten, sondern die Gespräche kooperativ und konstruktiv verliefen und sich an zentralen historiografischen Fragen orientierten. Hierbei wurde Konsens darüber erzielt, dass eine Analyse der slowakischen historischen Entwicklung einzuleiten sei, die deren Charakter als vielschichtig vernetztem und multioptionalem Prozess Rechnung trägt.

Wie die Tagung zeigte, könnte sich in diesem Zusammenhang die Slowakei sogar zu einem möglichen Fokus transnationaler europäischer Geschichtsschreibung entwickeln. Denn in diesem Kontext wären gerade die Phänomene, die die traditionelle nationalhistoriografische Perspektive bislang als großes Manko slowakischer historischer Entwicklung wahrgenommen hat – die lange fehlende Staatlichkeit, die periphere Lage, die Ambivalenzen slowakisch-nationaler Identifikation – als vielversprechende Ausgangspunkte methodischer Überlegungen zu werten. Eine vernetzte Diskussion über die Objektdiffusion in der Geschichtsschreibung zur Slowakei – Sprachgruppe, Territorium, Souveränitätsanspruch, Staatlichkeit – liegt daher nahe: Eine vor allem mit Fachkollegen aus Tschechien und Ungarn geführte Diskussion über die Frage „Was ist slowakische Geschichte?“ würde, so ergab die Tagung, ein zweifaches Dilemma der Beschäftigung mit nationalhistorischer Entwicklung lösen helfen: Der Blick für regionale Netzwerke, die zwischen nationaler, sozialer und ethnisch-kultureller Funktionalität diffundieren, würde weiterentwickelt und dem Problem vorgebeugt, dass ‚grenzüberschreitende‘ Prozesse oft ausgeblendet oder in ihrer Bedeutung unterschätzt werden.

Der erste thematische Block war dem Stand der Geschichtsschreibung in und außerhalb der Slowakei und Fragen der methodischen Innovation gewidmet. Zu dieser Frage wurde eine eher ernüchternde Bilanz gezogen. Fast alle slowakischen Teilnehmer verwiesen auf das geringe Interesse für methodische und theoretische Fragen in der Slowakei. Es überwiegen, wie Elena Mannová (Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava) feststellte, faktografische und deskriptive Arbeiten, und es gäbe etliche Historiker, für die allein die politische Geschichte die ‚wahre‘ Geschichte darstelle. Marína Zavacká (Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava) hielt fest, dass in der Slowakei vielfach die Vorstellung vorherrsche, Geschichte reduziere sich auf das Problem ihrer Periodisierung. Für Tatjana Tönsmeier (Humboldt-Universität, Berlin) blieb in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Potential und den Grenzen des Positivismus zentral. In ihrem Beitrag zum Diktaturenvergleich plädierte sie nicht nur für eine vergleichende Geschichte politischer Systeme, sondern auch für zusätzliche empirische Forschung,

ohne die zahlreiche Diskussionen, z.B. über den ‚faschistischen‘ bzw. totalitären Charakter des slowakischen Staates, der notwendigen faktologischen Grundlagen entbehrten.

Ein wenig ermutigendes Bild zeichnete Martina Winkler (Universität Leipzig) jedoch auch von der aktuellen angloamerikanischen Slowakeiforschung. In den letzten zehn Jahren habe sich das Interesse im Wesentlichen auf den politologischen Bereich beschränkt, in den großen relevanten Fachzeitschriften komme die Slowakei faktisch nicht vor, und vereinzelte historische Dissertationen würden häufig nicht publiziert. Eine auch durch die Finanzierung bedingte politisch-ideologische Voreingenommenheit und methodisch-theoretische Konzeptlosigkeit hätten bewirkt, dass das Interesse der jüngeren Generation an slowakischen Themen im Sinken begriffen sei. Hinsichtlich der slowakeibezogenen Forschung in Ungarn fand Éva Kovács (Mitteleuropa-Institut, Budapest) ebenfalls kritische Worte und plädierte für eine intensivere Selbstreflexion unter ihren ungarischen Kollegen hinsichtlich der Rolle der Geschichtsschreibung bei der Legitimation des Nationalstaates. Zu jenen Innovationsinseln, auf die in vielen Beiträgen verwiesen wurde, gehörte jedoch bereits, so Jan Rychlík (Karls-Universität, Prag), eine neue Historikergeneration in der Tschechischen Republik, die sich unter neuen Voraussetzungen, ohne jede Nostalgie, mit der Tschechoslowakei als gemeinsamem Staat der Tschechen und Slowaken beschäftige.

Wie der Ethnologe Juraj Podoba (Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava) in seinem Beitrag ausführte, hat der Wandel von 1989 auch in der Slowakei ein gesteigertes Interesse an ethnischer und nationaler Identität mit sich gebracht. Die Revitalisierung des Nationalgefühls und die verstärkte Präsenz des Nationalismus als Ideologie und politische Praxis hätten hierbei vor allem jene Fächer geprägt, die von den „Traditionen der nationalen Wissenschaft kontaminiert“ worden waren. Peter Haslinger (Collegium Carolinum) wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass in der Nationalismusforschung in der Slowakei bis Anfang der neunziger Jahre klassische Konzepte nationaler Vergesellschaftung überwogen hätten, welche dem Konstruktcharakter der Nation kaum gerecht geworden seien. Vielmehr sei das Postulat der Volksgeschichte, die von der ‚Erweckung‘ naturgegebener Einheiten ausgeht, in weiten Teilen noch erkenntnisleitend. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam Martina Winkler für die amerikanische Slowakeiforschung: Manche Überblickswerke verträten dort einen mehr oder weniger starken Nationalismus, Antikommunismus und Messianismus; offene Fragen und Kontroversen würden nicht angesprochen, und es herrsche eine identitätstiftende Motivation vor, der Wunsch, die ‚eigene‘ Geschichte möglichst reich auszugestalten.

In mehreren Beiträgen wurde daher der Beginn einer offenen Diskussion über den Forschungsgegenstand eingefordert. Wie László Szarka (Ungarische Akademie der Wissenschaften, Budapest) formulierte, kennzeichne fast alle Historiografien das gleiche Grundproblem: Der Gegenstand diffundiere zwischen Gebiet und nationaler Gruppe. Auch Roman Holec (Universität Bratislava) lokalisierte das Hauptproblem der slowakischen Geschichtsschreibung in der Frage nach dem Gegenstand und plädierte für die Stärkung der vergleichenden Forschung in einem europäischen Kontext. Holec kritisierte unter anderem auch die Denominationspraxis bei histori-

schen Lehrstühlen an slowakischen Universitäten (entweder für nationale oder allgemeine Geschichte). Hinsichtlich des unterschiedlichen Herangehens der slowakischen Historiografie an die ungarische und die tschechoslowakische Vergangenheit stellte Peter Švorc (Universität Prešov) fest, dass im Falle Ungarns immer noch negative nationale Tradierungen stark nachwirkten und auch heute der Gedanke an eine magyarischeslowakische Koexistenz noch Befürchtungen auslöse. Entsprechend werde auch die Rolle Budapests als Schauplatz slowakischer nationaler Entwicklung in den Darstellungen marginalisiert. Prag erscheine demgegenüber als zentraler Orientierungspunkt des slowakischen politischen Lebens, die Tradition des Tschechoslowakismus habe erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eine Abschwächung erfahren.

Ein weiterer thematischer Block der Tagung galt der Fraktionsbildung innerhalb der slowakischen Historiografie und der Politisierung der Geschichte. Hier wurde das Erbe der Zeit vor 1989 vor allem von slowakischen Kollegen als sehr wirksam veranschlagt. Juraj Podoba führte aus, dass unter dem Label ‚Marxismus‘ viele Einstellungen, Zugänge und Stereotypen der Zwischenkriegszeit bewahrt worden seien und die historische Forschung durchaus den Charakter einer ‚nationalen‘ Wissenschaft aufgewiesen habe. Mehrere slowakische Teilnehmer verwiesen auf die internationale Isolierung, in welche die Geschichtsschreibung in der Slowakei nach 1968 geraten war, in Zeiten also, als die polnische und die ungarische Historiografie neue Konzepte diskutierten und entwickelten.

Die 1993 errungene Staatlichkeit bildete in vielen Beiträgen den Anknüpfungspunkt für jene Polarisierung, welche die slowakische Historiografie in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre kennzeichnete. Tatjana Tönsmeier legte die Zäsur in das Jahr 1995, das gefolgt war von vier Jahren heftiger Auseinandersetzungen, wobei die Debatte um die Geschichtsschreibung in eine Identitätsdebatte mit Zuspitzungen auf beiden Seiten überführt worden sei. In diesem Zusammenhang verwies Peter Haslinger darauf, dass ein beträchtlicher Teil der Neudeutungen slowakischer Geschichte aus fachlicher Sicht nicht als Beitrag zur Erforschung nationaler Entwicklung, sondern eher als deren Gegenteil zu klassifizieren sei: als Standardtexte eines nation building und damit als Bestandteil einer nationalisierenden Geschichtspolitik. Die Auseinandersetzungen über die Bewertung dieser Literatur hätte eine methodisch-theoretische Reflexion verzögert bzw. in Teilbereichen sogar ersetzt.

In vielen Beiträgen wurde die Notwendigkeit von Forschungen auf regionaler und lokaler Ebene unterstrichen. Peter Švorc kam auf den noch geringen Stellenwert zu sprechen, der der Regionalgeschichte im allgemeinen Geschichtsbetrieb immer noch eingeräumt werde. So habe bisher die zentrale Fachzeitschrift *Historický Časopis* (Historische Zeitschrift) die Aufnahme entsprechender Artikel in der Regel abgelehnt. Dennoch habe sich zunehmend die Erkenntnis durchgesetzt, dass die gesamt-nationale Geschichte nicht ohne Kenntnis der regionalen Geschichte zu erfassen und erklären sei.

Robert Luft (Collegium Carolinum) plädierte in diesem Zusammenhang für Regionalgeschichte als Untersuchung verdichteter Räume. Die Analyse soziokultureller Netzwerkstrukturen stand auch im Zentrum der Überlegungen von Éva Kovács, die davor warnte, eine einzelne ethnische Gruppe aus ihrem multiethni-

schen Kontext herauszuheben, ohne deren Platz in der lokalen Gesellschaft zu verorten. Kovács wies dabei sowohl auf das Potential als auch auf die Grenzen klein-regionaler Untersuchungen hin: Ohne Rückbindung an den nationalen Kontext seien die gewonnenen Ergebnisse kaum interpretierbar.

Was die Geschichtsschreibung über nationale und ethnische Minderheiten betrifft, fiel die Bilanz der letzten zehn Jahre positiv aus. Für die Themenkomplexe jüdisches Leben, Antisemitismus, Deportation und Arisierung zeichnete Eduard Nižňanský (Universität Bratislava) in seinem Literaturbericht das Bild eines beeindruckenden Aufholprozesses innerhalb nur weniger Jahre. Dennoch fiel während der Tagung auf, dass die meistgenannte Minderheit in der Slowakei nicht etwa die Magyaren oder Juden, sondern die Roma darstellten. Die Art und Weise der Bezugnahme auf die Roma wurde nicht als nur eindeutig positiv veranschlagt: In den zahlreichen neuen Lokalgeschichten sei die meist marginale Erwähnung von Juden und Roma teils mit antisemitischen und antiziganistischen Stereotypisierungen verknüpft.

Die Frage von László Szarka, ob für die Erforschung der slowakischen Entwicklung das Paradigma der Multikulturalität eine zukunftsweisende Methode darstellen könne oder eher das irrealer Bild einer Idylle stabilisiere, blieb offen. Das Eingangsplädoyer von Martina Winkler, Forschungen im Sinne der amerikanischen New Ethnicity voranzutreiben, die eine Gruppe nicht als primordiales Gebilde ansehe und keine nationalpolitische Botschaft impliziere, wurde nur zum Teil unterstützt. Peter Haslinger warnte vor einer Überethnisierung der Geschichtsschreibung als Reaktion auf ihre Entnationalisierung, und Gerhard Seewann (Südost-Institut, München) wies darauf hin, dass Ethnizität als Forschungskonzept überhaupt nur für das 19. und 20. Jahrhundert einen gangbaren Weg darstelle.

Einen Versuch, sich strukturgeleitet einem Thema anzunähern ohne den Untersuchungen von vornherein einen nationalen Blick zu unterlegen, stellten der Abendvortrag von Joachim v. Puttkamer (Universität Jena) und der Kommentar von Peter Macho (Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava) zum Themenkomplex Sozialgeschichte dar: Im Zentrum beider Beiträge stand die Adelforschung. Wie Macho ausführte, herrsche in der slowakeibezogenen Historiografie immer noch die Trennung zwischen slowakischer Nationalbewegung und magyarischem Adel vor, die vor allem für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht durchzuhalten sei. Joachim v. Puttkamer wies darauf hin, dass Sozialisierungsprozesse in nationale Milieus in jener Epoche keineswegs an die Sprache gebunden waren. Aus seiner Sicht war die Slowakei bis 1918 in allgemein osteuropäische Strukturen eingebunden, und erst der radikale Elitenwechsel 1918/19 sei in diesem Zusammenhang als singulär zu werten.

Vor allem beim Themenbereich Sozialgeschichte wurde das Potential interdisziplinärer Ansätze deutlich. Wie Peter Heumos (Collegium Carolinum) ausführte, war die Gesellschaftsgeschichte in der slowakeibezogenen Historiografie bisher kaum präsent. Marína Zavacká konstatierte im Bereich der politischen Geschichte eine Fixierung auf Einzelpersonlichkeiten (etwa in Form von Who-is-who-Publikationen), eine konzentrierte Beschäftigung mit der Gesellschaft habe jedoch noch nicht stattgefunden. Zudem sei, so führte Gabriela Dudeková (Slowakische Akademie der Wissenschaften, Bratislava) aus, das positive Autostereotyp von den

Slowaken als einer homogenen bäuerlichen Gruppe nach wie vor erkenntnisleitend: Die slowakische Sozialgeschichte sei stark ideologisch überprägt und nach Klassenkonzepten schematisiert, die Erforschung der Alltagsgeschichte stehe erst am Anfang. Gabriela Dudeková wie auch Roman Holec wiesen darauf hin, dass sozialgeschichtliche Impulse vor allem von Seiten der Ethnologie zu verzeichnen seien, welche die Sozialgeschichte in Teilbereichen praktisch ersetzt habe.

Abschließend wandte sich die Diskussion neuen Themen, Methoden und Vernetzungsstrategien zu. Elena Mannová wies in ihrem Beitrag auf die fortschreitende Ausdifferenzierung und Pluralisierung der Geschichtsschreibung in der Slowakei hin: Es komme zunehmend zur Entdeckung neuer Teildisziplinen (wie der Kirchengeschichte, der Judaistik oder der Alltagsgeschichte) und neuer Konzepte (Identität, kollektives Gedächtnis, historische Stereotypen). Eine kritische Masse für die Akzeptanz von Innovation fehle zwar noch, dennoch seien einige „Inseln der positiven Deviation“, auch transdisziplinären Zuschnitts, auszumachen.

Was jene thematischen Felder betrifft, die geeignet wären, den Erkenntniswert slowakischer Entwicklung in einem europäischen Rahmen deutlich werden zu lassen, nannte Peter Haslinger die Souveränitäts- und Elitenwechselforschung, die Loyalitätsforschung, die Hybriditätsforschung und die Kulturtransfer- und Migrationsforschung. Robert Luft bemängelte die Absenz sozialer und religiöser Kategorien – gerade in letzterer Hinsicht stelle die Slowakei als multikonfessionelles Land mit stark katholisch geprägter Selbstrepräsentation ein ideales Forschungsobjekt dar. Schließlich plädierte Martina Winkler in ihrem Schlussstatement für die intensivere Erforschung der Gesellschaftsgeschichte sowie für eine Beschäftigung mit Identität als Problem der Moderne, mit Multikulturalität und Hybridität (gewertet als Nicht-Exklusivität). Die Slowakei stelle, so Winkler, hier nicht nur ein „Traumland für die Kritiker des klassischen Nationsbegriffes“ dar, sondern auch ein Übergangsgebiet zwischen verschiedenen Großregionen, wobei gerade an der slowakischen Entwicklung viele gesamteuropäische Probleme deutlich würden.

In seiner abschließenden Zusammenfassung bilanzierte Peter Haslinger die Ergebnisse der Tagung: Die empirischen Ergebnisse und ein Problembewusstsein seien vorhanden, Desiderata und konzeptionell-methodische Ansätze für die Zukunft benannt. Nicht zuletzt hätten die Beiträge der Tagung bewiesen, dass eine methodische Neuorientierung bereits eingesetzt habe und sich die slowakische Historiografie im Zuge einer weiteren internationalen Vernetzung zu einem Impulsgeber für gesamteuropäische Fragestellungen entwickeln könne. Eine Voraussetzung hierfür sei jedoch eine verstärkte Vernetzung bisheriger Nationalhistoriografien, der nicht so sehr die Konstituierung eines neuen Faches (z. B. „Ostmittel-europastudien“), sondern vielmehr eine transnationale Bündelung über Themen und methodische Zugänge zugrunde liegen solle.

Insgesamt verdeutlichte die Tagung, dass auch eine europäische Vergleichsgeschichte in Zukunft auf den Ergebnissen nationaler Geschichtsschreibung aufbauen muss. Es wurde jedoch ebenso deutlich, dass die einzelnen Nationalhistoriografien an der Dynamik einer transnationalen Forschung nur dann werden partizipieren können, wenn sie kompatible Fragestellungen und Methoden entwickeln. Daher kommt auf alle europäischen Nationalhistoriografien die Aufgabe zu, die

eigenen Ergebnisse auch jenseits des eigenen nationalen Bezugshorizonts in ihrer Relevanz ‚erkennbar‘ werden zu lassen. Dies gilt insbesondere für ‚kleinere‘ Historiografien, deren Bedeutung für die Gesamtentwicklung nicht automatisch auf der Hand liegt.

München

Peter Haslinger